

Nancy R. Reagin, *A German Women's Movement. Class and Gender in Hannover, 1880–1933*, The University of North Carolina Press, Chapel Hill etc. 1995, 368 S., geb., 49,95 \$.

Nancy Reagin stellt sich zu Beginn ihrer Studie die Frage, ob die kulturellen Konzepte einer »geistigen Mütterlichkeit«, der Andersartigkeit, der Kulturmission der Frau und überhaupt ein weiblicher Essentialismus nicht zu wenig sind, um den Rechtsdrall der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung zu erklären und um daraus deren Disponiertheit für den Nationalsozialismus abzuleiten. Schließlich haben diese Konstrukte von »Weiblichkeit« ihre Strahlkraft auch in der liberalen Frauenbewegung entfaltet, wo sie sich jedoch mit einer scharfen Kritik an den männlich dominierten politischen und sozialen Strukturen des Kaiserreichs verbanden. Und die Autorin plädiert dafür, stärker als dies bisher geschehen ist, das Spektrum der parteipolitischen Orientierungen und der sozialen Hintergründe von Gruppierungen und Organisationen innerhalb der Frauenbewegung zu untersuchen. Vor allem auf lokal- und regionalgeschichtlicher Ebene sollte nach ihrer Ansicht das Feld des vielfältigen öffentlich-sozialen weiblichen Engagements beschrieben werden. Sie wählte für ihre eigene lokalgeschichtliche Studie das protestantische, preußische Hannover aus, um das Engagement von bürgerlichen Frauenvereinen in der städtischen Provinz zu analysieren. Dabei kommt eine Vielzahl von gemeinnützigen, anfangs z. T. noch ehrenamtlichen sozialpolitischen Initiativen zum Vorschein, die Frauen aus dem Bürgertum ins Leben riefen: Nähkurse, Initiativen im Bereich der Armenpflege, Mädchenschutz-Vereine, hauswirtschaftliche Erziehung, die höhere Mädchenbildung. Eine Systematik von Frauenvereinen, die in Hannover bestanden, listet neben Hilfsvereinen und konfessionellen Vereinen seit den 1890er Jahren auch etliche Berufsvereine auf.

Die Aktivistinnen waren vermittels eines aktiven bürgerlichen Club-Lebens höchst erfolgreich im Versuch, die lokalen politischen Eliten von außen in ihr Engagement einzubinden und »fund raising« unter ihresgleichen zu betreiben. Schließlich erhielten sie auch finanzielle Mittel aus dem kommunalen Budget für ihre sozialfürsorgerische Tätigkeit. Die Autorin beschreibt hier für die Jahre bis zum Ersten Weltkrieg das Netz einer (Frauen-)Vereinskultur, das über die sozialen, persönlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen von Honoratorinnen funktionierte. Deshalb bietet diese Untersuchung auch einen sozialgeschichtlichen Einblick in die »bessere Gesellschaft« Hannovers. Dieses ältere, durch und durch bürgerliche Modell sozialer Fürsorge trat zu Beginn der Weimarer Republik ganz in den Hintergrund. Nun wurde die private bürgerliche Initiative integriert in die kommunale bzw. staatliche Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege. Die Leitungsfunktionen hatten (sozialdemokratische) Männer inne. In Hannover gelang es Pionierinnen der ersten Stunde erst nach 1924, als sich die politischen Mehrheiten in der Stadtversammlung änderten, erneut in sozialpolitischen Ressorts Führungsaufgaben zu übernehmen.

Die Notwendigkeit zur »Überparteilichkeit« und »unpolitischen Ausrichtung«, die den Frauen im Kaiserreich aufgrund der Besonderheiten des Vereinsrechts bis 1908 aufgezungen war, bewertet die Autorin nicht ausschließlich negativ. Sie vermerkt einen tatsächlich gelungenen Konsens im Lager der bürgerlichen Frauenbewegung Hannovers, der nicht nur parteipolitische Orientierungen, sondern auch Fragen der Konfession als nachrangig hintanstellte. Im Gegensatz zur Endphase der Weimarer Republik waren auch die jüdischen Frauenvereine in die bürgerliche Frauenbewegung integriert und keinen antisemitischen Invektiven ausgesetzt. Hinter der Maxime der Überparteilichkeit war zwar bis zum Ersten Weltkrieg keine dezidierte parteipolitische Orientierung zu erkennen, aber doch ein starkes Klassenbewußtsein: Das soziale Engagement der bürgerlichen Frauenvereine war getragen von dem Sendungsbewußtsein, daß die bürgerlichen Werte einer auf beängstigende Weise um sich greifenden »sozialen Degeneration« Einhalt gebieten könn-

ten und daß jede Form der sozialen Fürsorge den Unterschichten auch bürgerliche Leitbilder des Familienlebens und der Haushaltsführung, Standards von Hygiene, Rationalität etc. vermitteln müsse. Zugleich war dieses Engagement bestimmt von einer weit verbreiteten Angst vor den Sozialisten und von politischer Feindschaft gegenüber der SPD und den Freien Gewerkschaften. So wurden die Versuche, junge Arbeiterinnen in konfessionellen Vereinen zu organisieren, auch aus dem Motiv heraus unternommen, sie vom sozialdemokratischen Milieu fernzuhalten. Am deutlichsten wurden politische Gegensätze in der Frage der gewerkschaftlichen Organisation von Dienstboten ausgetragen.

Der längst fällige Prozeß der parteipolitischen Differenzierung der bürgerlichen Frauenbewegung setzte in Hannover – später als anderswo – erst 1914 ein, um sogleich im Burgfrieden des Ersten Weltkrieges wieder eingefroren zu werden. Für die Zeit nach 1918 ist dann ein gegenläufiger Prozeß zu registrieren. Individuell wurde die Maxime der Überparteilichkeit aufgegeben. Die Aktivistinnen der bürgerlichen Frauenbewegung suchten Verbindung zu den Parteien des bürgerlich-liberalen bis deutschnationalen Lagers. Die Frauenvereine und insbesondere der Dachverband BDF hielten jedoch am Prinzip der Überparteilichkeit als letzter Verklammerung fest, um eine völlige Zersplitterung der Frauenbewegung zwischen liberalen Berufsverbänden und konservativen Hausfrauenvereinen zu verhindern. Aber zuletzt verließen bekanntermaßen die Hausfrauenvereine den BDF, um Anschluß an die Harzburger Front zu finden. Die Betonung der Überparteilichkeit war in einer Zeit der extremen politischen Polarisierung zwischen links und rechts vollends anachronistisch geworden. *Karin Hartewig, Berlin*

Hermann Joseph Hiery, *Das Deutsche Reich in der Südsee (1900–1921). Eine Annäherung an die Erfahrungen verschiedener Kulturen*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen etc. 1995, 353 S., geb., 112 DM.

Wie reagierten die Völker in der Südsee auf den Kulturkontakt mit der deutschen Kolonialmacht? Et vice versa: Wie sind die deutschen Kolonialherren in ihren Haltungen von pazifischen Verhaltensweisen beeinflusst worden? Diese beiden Fragen stehen im Mittelpunkt der Freiburger Habilitationsschrift des Historikers Hermann Joseph Hiery. Quellenmaterial aus weit verstreut liegenden Archiven, insbesondere aus Wellington, Apia und Canberra, sowie Interviews auf Samoa und in Mikronesien machen den Hauptquellenfundus der Untersuchung aus. Mit der Betonung auf mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen, nämlich auf die kulturellen Austauschprozesse und damit auf die »Interaktion zwischen pazifischen Verhaltensmustern und westlich-abendländischen Vorstellungen« (S. 10), betritt der Autor gerade für die deutsche Kolonialgeschichte und insbesondere für die wenig beachteten deutschen Kolonien im Pazifik Neuland. Leider jedoch erfüllt der Band die hochgesteckten Erwartungen nur zum Teil.

Ökonomisch und strategisch waren die deutschen Südseebesitzungen von keinerlei Nutzen. Hiery hebt zu Recht hervor, daß es in ihrem Falle allein um die Tatsache des Besitzes einer Kolonie ging, deren periphere Lage eher von Vorteil war. Aufgrund der Ferne zum Deutschen Reich sei die »paradiesische Südsee« zur ungehinderten Projektionsfläche geworden. Außerdem seien die Deutschen damit in die Lage versetzt worden, den »oft deklamatorisch abgegebenen Anspruch, anderen europäischen Mächten gegenüber wissenschaftlich, technologisch, vor allem aber kulturell überlegen zu sein« (S. 28), nicht nur weit weg von diesen Mächten, sondern auch unbeobachtet von heimischen kolonialpolitischen Scharfmachern umzusetzen. Die deutsche Kolonialpolitik im Pazifik unterscheide sich mithin auffällig von derjenigen in Afrika. Hierfür seien auch